

Nationale Literaturen heute – Ein Fantom? Die Imagination und Tradition des Schweizerischen als Problem, hrsg. von CORINA CADUFF und RETO SORG, München (Fink) und Zürich (NZZ) 2004, 315 S.

Die Herausgeber dieses Bandes haben auch das Symposium, das er dokumentiert, organisiert. Sie stellen die Frage nach Orts- und Funktionsbestimmung des Nationalen in der Literatur anlässlich der aktuellen Situation, die sowohl durch Prozesse der Globalisierung als auch der Renationalisierung geprägt ist. Point de départ und Schwerpunkt des Bandes insgesamt ist der problematische Begriff *Schweizer Literatur*. Corina Caduff und Reto Sorg verfolgten das Ziel, den *Binnendiskurs*, das heißt ausschließlich von Schweizern bestrittene Bestimmungen der Struktur und Funktion von *Schweizer Literatur*, durch internationale Besetzung und methodische Perspektivierung zu erweitern. Die Auswahl der Referierenden nach internationalen und komparatistischen Gesichtspunkten sowie die Ergänzung durch poetologische Essays von Autorinnen und Autoren hat die Diskussionen belebt. Da diese aber nicht dokumentiert wurden, erscheinen die Texte in unterschiedlicher Form, bald enger, bald nur sehr locker miteinander verbunden und aufeinander bezogen.

JÜRGEN FOHRMANN bezeichnet in seiner den ersten Teil „Nation, Nationalliteratur: Theorie, Tradition, Geschichte“ einleitenden Abhandlung »Grenzpolitik. Über den Ort des Nationalen in der Literatur, den Ort der Literatur im Nationalen« (23–34) Nationalliteratur als „Ergebnis einer vielfältigen Konstruktion“ (24). Er untersucht die gegenseitige Abhängigkeit der Begriffskonstitutionen von Nation, Geschichte und Literatur und vertritt die einleuchtende These, dass die Prozesse der Entscheidung über die Synchronisation von Eigenem und Fremdem im Falle des Krieges den prägnantesten Ausdruck fänden. Mit der Beschwörung der Einheit freilich ist immer die Gefahr der Mythisierung und Ideologisierung verbunden. MATÍAS MARTÍNEZ (»Imaginierte Tradition. Rudolf Borchardts „Deutsche Nation“«; 103–116) warnt aber davor, *Nationen* und *Nationalliteraturen* generalisierend als *Fantome* oder *imagined communities* zu betrachten. Er plädiert für Differenzierungen, da man sonst der historischen Realität nicht gerecht werde, und stellt mit Rudolf Borchardts Imaginationen von Nation und Nationalliteratur einen äußersten Grenzfall vor, der wirklich als reine Imagination gegen die realen Gegebenheiten erdacht wurde.

Im Gegensatz dazu nennt THOMAS MACHO (»Phantome der Nation. Gibt es eine nationale Literatur?«; 47–56) Nationen generell Phantome, die Phantome erzeugen. Er stellt dann die Frage nach den bestimmenden Kriterien das Nationale überschreitender Weltliteratur. Da er annimmt, diese sei durch die Spitzenreiter globaler Bestsellerlisten repräsentiert, kommt er zum paradoxen Schluss, dass die Helden der Weltliteratur ihren Aufstieg nationaler Herkunft verdanken. Die nationalen Helden verschwinden in der Weltliteratur und so seien „die Phantome der Nation

gerade nicht, was sie seit dem 19. Jahrhundert sein sollten: unverwechselbar und originell“ (56). Dies leuchtet freilich nur unter der nur bei trivialen Fassungen gegebenen Voraussetzung der vollständigen Übersetzbarkeit ein und gilt nicht für literarische Formen mit satirischen oder ironischen Brechungen – SIGRID WEIGEL ›Das Phantom der Tradition‹ (35–46) differenziert und klärt Begriff und Funktion des hier verwendeten Phantombegriffs anhand des Vergleichs mit dem Phantombild der Kriminalistik und versteht dieses als „Allegorie für das Aufschreibesystem Literaturgeschichte“ (36). Literaturgeschichten könnten als Fiktionen zweiten Grades betrachtet werden, hätten aber oft größere Ähnlichkeit mit dem Phantombegriff der Psychoanalyse nach Nicolas Abrahams Studie als mit Geistern der Toten. Das Phantom in diesem Sinne ist eine Erfindung der Lebenden, es bezieht sich „auf dunkle Stellen in dem, was sie von sich mitgeteilt oder auf andere Weise vermittelt haben, d. h. auf ihren Familienroman. Insofern betrifft das Phantom nicht das eigene Unbewusste, sondern das Verdrängte in den Erzählungen der Vorfahren“ (38). Wenn Weigel allerdings annimmt, „dass das Phantom den Regelfall nationaler Tradition“ darstelle (39), drängt sich die Frage auf, ob diese Generalisierung nicht auf faschistische Degenerationsformen nationaler Tradition zu beschränken sei. Sie selbst stellt ja dem Phantomatischen der Tradition, der Tradition als gleich bleibender Substanz, die positive Variante des kritischen Prozesses der Überlieferung gegenüber, an dem jeder Nachfahre kritisch und verantwortlich kommentierend teilnimmt, Vergangenes erinnernd und damit neu konstituierend – Nachwirkungen der Isolation der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs haben die Neigung schweizerischer Literaturgespräche zum Binnendiskurs und zu ständigem Recycling altbekannter Argumente gefördert. MICHAEL BÖHLER unternimmt in seinem Beitrag ›Von der Karibik zu den Alpen. Das Kreolische an der Schweizer Literatur und die Alpenidylle des hölzernen Beins‹ (57–74) den verdienstlichen Versuch, Grundzüge der schweizerischen Literaturdiskussion neu zu betrachten und auf die Problematik des „Fantomatischen“ zu beziehen. Er nimmt einen Begriff der französischen Literaturwissenschaftlerin Pascale Casanova auf, den Begriff der „créolité suisse“. Er versteht darunter die Chiffre für einen kreativen Ort außerhalb eines kulturellen Ordnungssystems, den er deshalb *paratopisch* nennt, einen Ort, vom übergeordneten System abhängig und sich doch entziehend, gerade durch diese Situation belebend und belebt, in ständiger politischer Auseinandersetzung und Legitimation begriffen. Die Vielfalt der Sprachen und Kulturen der Schweiz, die Inkongruenz der sprachlichen und politischen Grenzen führt zu einem zweiten Grundzug der literarischen Ortsbestimmung, zum Paradox politisch-kultureller Identitätsbildung, die politische Identität mit kultureller Diversität verbindet und kulturelle Identität in der Abgrenzung gegenüber der politischen entwickelt. Mit den Formeln *Paradoxie der Identitätskonstellation* und *Paratopie des literarischen Ortes* ist es Böhler gelungen, die Eigenart des literarischen Imaginationsraums Schweiz zu erfassen. Originell, aber nicht ganz so überzeugend scheint der Versuch, Salomon Gessners ›Das hölzerne Bein. Eine Schweitzer Idylle‹ als Allegorie des „Fantomatischen“ zu lesen. Böhler will Gessners Text als „Gegen- und Subversivmythos zum offiziellen Tellenmythos und dem Alpenmythos seit Haller und Schiller“ sehen (72) und erklärt das hölzerne Bein zum Phantom. Er lässt dabei offen, ob das hölzerne Bein „der sprichwörtliche Holzboden der Kultur, die ungelenkten hölzigen (!) Dialektsprache oder ganz im Gegenteil, ob das Holzbein die tote, aufgepfropfte Schriftsprache sei“ (74). Dass diese Geschichte ein Subversivmythos sein solle, fällt schwer zu glauben, da der Held der Geschichte, der dem Sohn seines Retters erzählt, wie er im Freiheitskampf gegen die Habsburger in der Schlacht bei Näfels 1388 sein Bein verlor, ausdrücklich sagt: „Dieses Bein, so wie du es da siehst, ist mir ehrenhafter als manchem seine zwei guten.“ Auch wenn man nun das Holzbein unbedingt auf die helvetische Sprachproblematik beziehen möchte, bliebe doch zu fragen, ob nicht gerade die von Böhler in negativem Sinne genannten Elemente als Kreativität fördernde Kräfte wirkten.

Dass freilich der Literatur sowohl bei der Genese als auch bei der Dekonstruktion nationaler Mythen entscheidende Funktionen zukommen, ist nicht zu bezweifeln. ALEIDA ASSMANN ›Die

(De-)Konstruktion nationaler Mythen und die Rolle der Literatur; 75–84) demonstriert dies, nachdem sie Ernest Renan als Vorläufer eines anti-essentialistischen Nationenbegriffs vorgestellt hat, am Beispiel der Konstruktion und Kritik des Schweizer Mythos von Schiller und Frisch und schließt mit dem Verweis auf das offensichtlich gefälschte Holocaustzeugnis Binjamin Wilkomirskis alias Bruno Doesseker-Grosjeans: ›Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–48‹. Diese Fälschung ist ja doch, wie Assmann begründet, ein zeittypisches historisches Dokument, das bezeugt, wie ein Schweizer sich von nationaler Identität distanziert, „aus der Schweizerischen Eidgenossenschaft in die jüdische Leidgenossenschaft“ konvertiert, um damit eine gefälschte transnationale, aber aktuellem Zeitgeist entsprechende neue Identität zu gewinnen. Dies ist allerdings ein Sonderfall. Zweifellos zeigt aber die jüngere Generation nach Muschg abnehmendes Interesse am Thema Schweiz bei weiterhin nachweisbaren, aber zunehmend hybridisierten Traditionen des Schreibens – JACQUES LE RIDER nennt schon im Titel ›Nationalliteratur – ein Phantom in der Rumpelkammer der Geschichte‹ (85–102), erläutert dann, nach kurzem Rückblick auf die Genese und die Krise der Nationalstaaten, weshalb der Begriff der Nationalliteratur auf eine Staatsnation, die mehrere Kulturen und Sprachen integriert, schwer anwendbar sei und hält dafür, es sei „der Zauber und vielleicht sogar die Sendung der Schweiz auf der europäischen Kulturszene, der großen Erzählungen, Fiktionen, Diskursen und Ideologien vom Nationalen mit Skepsis und ablehnender Distanz zu begegnen“ (93). Er diskutiert Möglichkeiten und Grenzen deutsch-französischen Kulturtransfers in der Schweiz anhand konkreter Zeugnisse Robert Walsers und Dürrenmatts. Das Verhältnis von Theorie und Praxis des Transfers der helvetischen Kulturen müsste und könnte im Rahmen komparatistischer Diskursgeschichte weitergeführt werden, wie dies, weitgehend auf den deutsch-französischen Bereich beschränkt, Sabine Haupt im letzten Teil versucht.

Zuvor jedoch folgen unter den Abteilungen „Sprache, Herkunft, Nation: Poetiken“ und „Fluggeschichten“ poetologische Essays von Autorinnen und Autoren, die die Funktion des Nationalen für ihr Schreiben, wie Peter Bichsel, in engem Bezug zum Problem der *Schweizerliteratur* oder, wie Yoko Tawada, aus der Perspektive der zum Symposium fliegenden Weltbürgerin darstellen.

PETER BICHSEL (›Eingesperrt in Sprache‹; 117–122) nennt die mehrsprachige Schweiz ein Musterbeispiel dafür, dass es keine nationalen Literaturen gebe. Er formuliert die Ambivalenz seines Selbstverhältnisses als Autor und Bürger prägnant mit dem Bekenntnis: „Ich bin mit Recht beleidigt, wenn man mich im Zusammenhang mit meinem Lesen und Schreiben als Schweizer bezeichnet“ (117). Kurz darauf aber meint er: „Würde es übrigens auf einem Plakat für eine Lesung nicht ‚Der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel‘ heißen, sondern ‚Bichsel (Schweiz)‘ so könnte mir das schon gefallen“ (118). Er drückt damit aus, dass er als Mensch und Bürger seine Herkunft durchaus bejaht, auch seine Texte durchaus mit seiner Herkunft, aber niemals mit den klischierenden Begriffen *Schweizerliteratur* eines *Schweizer* Autors verbindet. Er stimmt mit dem Kollegen aus der französischen Schweiz ETIENNE BARILIER überein, der seinen Beitrag als Bericht eines Rückflugs aus Australien in die Schweiz mit dem Titel formuliert: ›Avec feu mais sans lieu. Nationale Literaturen im Überflug‹ (163–179). Er kommt zum Schluss: „Die Literatur als solche ist niemals national. Warum nicht? Weil literarische Werke immer eine Identität erhehlen und erfinden, die zugleich *vor* und *nach* einer nationalen Identität situiert ist, *über* und *unter* ihr“ (167). – Möglicherweise ist, wie ROBERT SCHINDEL in seinem Beitrag ›Was man versetzt, kann man nicht verstehen. Bemerkungen zum Nationalen in der Literatur‹ (123–130), sagt, „die Heimat des Autors ausschließlich die Sprache, in der er sich und sie bewegt.“ Dennoch kann er nicht aufhören, die Spuren der Erinnerung zu verfolgen bis zur Erfahrung: „Dos sin mejine Leit“ (127f.) – ›Wie kommt man durchs Schlüsselloch?‹ (142–148) fragt die zur Zeit des Stalinismus in deutsch-rumänischer Enklave aufgewachsene HERTA MÜLLER, hinaus- und hineingesperrt in einem. Sie nennt wohl die literarischen Orte, die sie beschreibt, „innere Orte“ und empfindet

doch umso stärker die Einsamkeit der nicht Dazugehörenden an den Orten, in denen sie lebt. – FRIEDRIKE KRETZEN (Knochenarbeit an Geistern« 149–158) interpretiert *Nation* als Bestimmung der historischen Perspektiven eines Landes. – KLAUS THEWELEIT schildert in seinem Beitrag ›Ohne Heimat. Der Start des Schreibens im Mutter- und Besatzungsradio« (131–140) sein Leben im „Sprachexil“ einer Generation, für die Medien die Funktion der Muttersprache übernommen und die Sprachen und Ideologien von '68 die Distanzierung von korrumpierten nationalen Traditionen ermöglicht haben.

Diese Zeugnisse der Autorinnen und Autoren mit den wissenschaftlichen Abhandlungen zu verbinden ist anregend, gelingt aber nur bei Bichsel und Barilier und bleibt sonst den Lesenden überlassen. Schade, dass dieser Band nicht auch die Diskussionen der Teilnehmenden dokumentiert, wie dies z. B. die Konstanzer Reihe ›Poetik und Hermeneutik« getan hat.

Den engsten Bezug zu einem Autoessay, zu dem Beitrag von Bichsel, stellt im abschließenden Teil „Kleine Literaturen“ MONIKA SCHMITZ-EMANS her ›Ob es die Schweiz gibt?«; 235–256). Sie schlägt eine neue Bestimmung von Nationalliteratur vor; sie bestünde aus „Geschichten, welche verstetigte Entwürfe nationaler Identität erhellen, parodieren, ad absurdum führen, Geschichten aus einer alternativen Vergangenheit, Geschichten aus einer ausgemalten Zukunft.“

SABINE HAUPT (›Vom Topos kultureller Selbstbehauptung zur Höflichkeitsformel. ‚Schweizer Literatur‘ und ihre Diskursgeschichte«; 191–218) versucht die verwirrende Vielfalt und die Widersprüche der Stimmen, die sich zum Begriff *Schweizer Literatur* geäußert haben, durch die Diskursgeschichte aufzuklären. Sie unterscheidet vier Konzepte: 1. das Konzept einer mehrsprachigen Nationalkultur, 2. das Konzept der „Sprachgemeinschaft“ – die Werke der Autoren gehören dann zur deutschen, französischen, italienischen oder rätoromanischen Literatur, 3. das „Vier-Literaturen-Konzept“ mit vier je eigenständigen Literaturen und 4. das Konzept regional bestimmter Literaturen, z. B. Jurasüdfuss-Literatur. Keines dieser Konzepte aber erfüllt die Bedingungen einer multikulturellen Willensnation. Eine politische Einheit und sprachlich-kulturelle Besonderheit verbindende *identité plurielle* prägt die Eigenart dieser Kultur. Das Verhältnis zwischen nationaler und regionaler Identität hat sich aber historisch verändert. Haupt unterscheidet eine erste Nationalisierungswelle nach der Einführung der Bundesverfassung von 1848, eine zweite bei der Gründung des zweiten deutschen Kaiserreichs 1870. Die weiteren durch die beiden Weltkriege bedingten Zäsuren des Verhältnisses zu Deutschland fasst sie mit einem Satz von Christoph Siegrist zusammen: „Die Symbiose [mit der deutschen Sprachgemeinschaft] gerät immer dann in ein labiles Ungleichgewicht, wenn die Politik Deutschlands in eine expansionistische Phase tritt und die Souveränität des Kleinstaates bedroht“ (209f.). Haupt Beitrag skizziert die Genese eigenständiger Westschweizer Literatur, die Entwicklung ihres Verhältnisses zu Frankreich und zur deutschen Schweiz. Für die italienische Schweiz beschränkt sie sich auf den Verweis auf Antonio Stäubles ›Lingua e Letteratura italiana in Svizzera« (1990). Die italienische Schweiz war während des Zweiten Weltkriegs in drei Gruppen gespalten, die Anhänger Mussolinis, die Vertreter einer regionalen italienisch-schweizerischen Kultur und die Repräsentanten der offiziellen eidgenössischen Kulturpolitik der *geistigen Landesverteidigung*. Haupt gelingt es, diese allzu oft von konservativer Seite idealisierte, von progressiver Seite diabolisierte Politik differenziert, Vorzüge und Schattenseiten sachlich bilanzierend darzustellen, da sie Schweizer Literatur nicht nur als literarhistorisch-ästhetisches, sondern auch als kultur- und gesellschaftspolitisches Problem sieht. So betont sie auch die positive Seite des Nationalen, wenn sie davor warnt, mit der Ablehnung des CH-Labels jene Kreise zu unterstützen, die Kultur völlig privatisieren und den Staat aus seiner kulturpolitischen Verpflichtung entlassen möchten. Sie sieht „die Kategorie des Nationalen als Garantin für den Schutz vor globalisiertem Desinteresse und einer rein merkantilen Verwertung von Literatur“ (215).

Nach Jahren der Irritation über verdrängte Vergangenheit, nach Jahren des Entsetzens über die Bespitzelung der Künstler durch den Staat, die in den 90er-Jahren des vergangenen Jahrhun-

derte zum Kulturboykott der Künstler gegen den Staat geführt hat, gibt es jetzt, trotz gelegentlichen Rückfällen beiderseits, Anzeichen eines Zusammenrückens der Schweizer Literaturszene und der nationalen Institutionen, nicht zuletzt auch gefördert durch die von der nationalen Kulturstiftung *Pro Helvetia* subventionierten Aktionen und Übersetzungen aus den Literaturen der vier Landessprachen.

IRENE WEBER HENKING (»Die Schweizer Literatur in der Übersetzung. De la gourmandise à la digestion«; 257–268) zeigt in diesem Band exemplarisch, wie durch die Übersetzungen die verschiedenen Rezeptionsbedingungen und Rezeptionsmechanismen die Eigenarten der verschiedenen Kulturräume der Schweiz sichtbar werden. Allerdings fällt dabei als entscheidender Mangel auf, dass in diesem Band die vierte Landessprache und ihre Literaturen überhaupt nicht vorkommen, obgleich polyglotte Vertreter dieser Kultur vorhanden wären, die alle Landessprachen beherrschen und die verschiedenen Landeskulturen vergleichend darstellen könnten. Bei der Auswahl der Autoren bleibt die Frage, weshalb keine Autorin, kein Autor der „Secondos“, der Generation der Kinder ausländischer Eltern, die in der Schweiz aufwuchsen, zu Wort kam; auch sie wären prädestiniert gewesen, die Schweiz doppelt, von innen und von außen zu sehen.

PETER UTZ (»Wenn in der Schweiz die Welt untergeht. Literatur aus der Schweiz und ihre Katastrophenszenarien«; 219–234) belegt am Beispiel hervorragender Autoren wie Pestalozzi, Gotthelf, Wölflin, Glaser und Dürrenmatt die These, mit der er seine Abhandlung über Katastrophenszenarien aus der Schweiz beginnt: „Wenn in der Schweiz die Welt untergeht, dann taucht die Welt in der Schweiz auf.“ Zum Schluss nennt er als qualitative Bedingung, die Literatur nicht nur aus der Schweiz zu höherem Anspruch berechtigt, den kreativen Funken, den sie aus der Spannung zwischen dem Kosmischen und dem Lokalen, zwischen Welthaltigkeit und radikaler Selbstbezüglichkeit schlägt. „Indem sie in ihren Katastrophenszenarien dieses Spannungsfeld von ihren eigenen, konkreten Voraussetzungen erschließt, wird die Literatur aus der Schweiz im Wortsinn zur Weltliteratur aus der Schweiz“ (233). Im Gegensatz zu Thomas Macho ist dies freilich ein ganz anderer, qualitativ bestimmter Begriff der Weltliteratur.

MICHAEL ANGELE (»Aus der Welt (und Frankfurt am Main) verschwunden. Franz Bönis Geschichten«; 269–280) erinnert und gibt damit nur ein Beispiel für viele, die ebenfalls genannt werden müssten, an den vom Literaturbetrieb vergessenen Schweizer Autor Franz Böni.

WENDELIN SCHMIDT-DENGLERS Beitrag »Megalomania Austriaca. Zu den Problemen einer österreichischen Literaturgeschichte« (181–190) stellt die Frage nach den psychosozialen Gründen einer Rhetorik des Österreichischen, die, je nach den unterschiedlichen historischen Phasen und politischen Strukturen dieses Staatswesens, verschieden zu beantworten ist. Er diskutiert kritisch den uneinlösbaren Anspruch prominenter österreichischer Autoren auf Weltliteratur, betont dann aber mit guten Gründen, dass Literatur aus Österreich kein Phantom sei und begründet dies mit realistischen Erwägungen, „die mit der Sicherung der Spuren, mit ihrer Archivierung, mit der Aufarbeitung der Materialien zu tun haben“ (188). Die Aufarbeitung dieser Materialien bezeugt die Besonderheit österreichischer Literatur. Wie Matías Martínez wendet er sich gegen undifferenzierte Verwendung des Phantombegriffs, wie Sabine Haupt warnt er davor, den Staat aus seiner Verantwortlichkeit für dieses Erbe zu entlassen.

Ein Versuch der Bilanz der Ergebnisse durch die Herausgeber und eine damit verbundene Diskussion der, trotz einer gewissen Dominanz des diskursanalytischen Vokabulars, recht unterschiedlichen methodischen Voraussetzungen und Ergebnisse, hätten den Wert des Bandes gesteigert. Dennoch bleibt als unbestrittenes Verdienst dieses Bandes, Literatur aus der Schweiz von innen und von außen zu sehen. Er regt an, zu überlegen, unter welchen historischen und methodischen Voraussetzungen Literatur aus der Schweiz oder aus Österreich ein Phantom oder eben gerade, wie Wendelin Schmidt Dengler überzeugend begründet, kein Phantom sei.

Peter Rusterholz (Bern)